

Schutze des Herrn von Lafayette spazieren gehen, aber es wird eine Zeit kommen, wo auch dieser Schutz nicht mehr ausreicht und uns keine Sicherheit mehr gewährt. Denn das Königthum, welches sich schwach und abhängig zeigt, und nicht aus sich selber mehr seine Stärke schöpft, das Königthum, welches von Andern seine Krone sich festhalten läßt, gesteht dadurch zu, daß seine Krone schwankt, und daß es zu schwach ist, die Bürde derselben zu tragen! Oh, Sire, ich wollte lieber, Sie hätten mich auf einem unbewachten Spaziergange von der Wuth des Volkes zerreißen lassen, als daß Sie mir nur von Herrn von Lafayette bewachte Spaziergänge noch gestatten wollen!“

„Sie sehen Alles zu schwarz und zu traurig,“ rief der König. „Es wird Alles wieder gut werden, wenn wir uns nur klug und besonnen den Umständen fügen, und durch rechtzeitiges Nachgeben und Unterwerfen den Haß verschönnen, und die Feindschaft zum Schweigen bringen!“

Die Königin antwortete nicht; sie neigte sich zu dem Dauphin nieder, und indem sie einen Kuß auf seine Locken drückte, flüsterte sie: „Jetzt kannst Du Alles erzählen, mein Louis. Es ist nicht mehr nöthig, Etwas zu verschweigen, denn das Schweigen wäre unsinnig! Erzähle also von Deinen Heldenthaten, mein Sohn!“

„Von Heldenthaten ist die Rede?“ fragte der König, dessen feines Ohr die Worte der Königin vernommen hatte.

„Ja wohl, von Heldenthaten, Sire,“ erwiderte Marie Antoinette. „Aber es ist uns gegangen wie dem Don Quixote. Wir glaubten für unsere Ehre und unsern Thron zu kämpfen, und müssen jetzt erkennen, daß wir nur gegen Windmühlen gekämpft haben! Ich bitte Sie nun, Sire, den Herrn von Lafayette zu benachrichtigen, daß er seine National-Gardisten um meinetwegen nicht hierher zu bemühen nöthig hat! Ich werde nicht mehr spazieren gehen!“

Und die Königin hielt Wort! Sie ging in diesem Winter niemals mehr hinter in die Gärten und den Park der Tuilleries. Sie gab Herrn von Lafayette keine Gelegenheit, sie zu behüten und zu bewachen! Aber sie erreichte dadurch wenigstens dasselbe, was Lafayette durch seine Nationalgarde hatte erreichen wollen, sie hielt die Volksmasse fern von den Tuilleries. Anfangs umstanden wohl noch dicke Haufen Tag für Tag die Gitter des Parks und des königlichen Gartens, aber da sie sahen, daß Marie Antoinette niemals mehr vor ihren neugierigen und böshastigen Blicken sich darstellte, ward man es überdrüssig, sie zu erwarten, und zog sich aus der Nähe der Tuilleries zurück, — aber nur, um in die Clubs zu gehen und den wüthenden Reden zuzuhören, welche Marat, Santerre und andere Redner der wüthenden Republikaner hort wie vergiftete Pfeile gegen die Königin schleuderten, nur um in die National-Versammlung zu gehen und dort Mirabeau

und Robespierre, Danton, Chenier, Pétion und wie sie alle heißen mochten, die berufenen Vertreter der Nation, ihre donnernden Philippiken gegen das Königthum von Gottes Gnaden richten zu hören, das nun dem Volke nur noch als ein Königthum von Gottes Born gezeigt werden sollte!

16.

In St. Cloud.

Der Winter war überstanden, ein trauriger, düsterer Winter für die königliche Familie, für Marie Antoinette in's Besondere! Vorbei mit allen Zerstreungen, all' den unschuldigen und harmlosen Freuden, welche sonst das Leben einer Frau, einer Königin zu schmücken pflegen!

Marie Antoinette ist nicht mehr eine Königin, welche gebietet, welche um sich her eine Schaar ehrerbietiger Höflinge sieht, die mit eifriger Beiliffenheit horchen auf jedes Wort, das von ihren Lippen fällt. Marie Antoinette ist eine ernste, einsame Frau, welche viel arbeitet, viel denkt, viele Pläne entwirft zur Rettung des Königthums und des Thrones, und all' diese Pläne scheitern sieht an der Unentschiedenheit, der Schwäche ihres Gemahls!

Fern ab von der Königin liegen die glücklichen Zeiten, wo jeder Tag neue Feste, neue Zerstreungen brachte, wo das Leuchten der Sonne an einem Sommertage die Königin glücklich machte, weil es ihr einen köstlichen Abend, eine jener liebreizenden Idyllen von Trianon versprach. Die Brüder des Königs, der Schulmeister und der Maire von Trianon, hatten Frankreich verlassen, und jenseits des Rheins in Coblenz sich niedergelassen, die Polignacs waren nach England geflüchtet. Auch die Prinzessin Lamballe war auf den Wunsch der Königin gegangen, um mit Pitt zu unterhandeln, um den allmächtigen Minister Georgs des Dritten zu beschwören, daß er dem bedrängten französischen Königthum einen materiellen und wirksameren Beistand leisten wolle, als nur mit den Worten des Jorns und der Empörung, welche er im Parlamente gegen die aufrührerische und rebellische französische Nation schleuderte. Die Grafen von Besenval und Coigny, der Marquis von Lauzun, der Baron d'Altheim, alle die bevorzugten Freunde der Sommertage von Trianon, der Winter von Versailles, Alle, Alle waren gegangen! Nach Coblenz hatten sie sich geflüchtet an den Hof der französischen Prinzen. Von dort aus spannen sie ihre Intriquen, suchten in Europa zum Krieg aufzuheben gegen Frankreich, von dort aus schleuderten sie ihre Brandsackeln hinein in Frankreich, die Brandsackeln der Verleumdung gegen die Königin Marie Antoinette, die Oesterreicherin! Sie allein, sie sollte

die Schuld tragen an all' dem Unheil, der Zerrüttung Frankreichs, sie sollte das Königthum der Mißachtung, der Verachtung Preis gegeben haben. Auf ihr Haupt der Fluch, die Last all' der Fehler und Sünden, welche der französische Hof seit einem Jahrhundert begangen hatte! Ein Opferlamm muß da sein, das man der Revolution, welche nach Blut, nach Rache dürstet, in die von Dolchen und Speeren blühenden Arme wirft, und Marie Antoinette soll dies Opfer sein! An ihr, an der Königin von Frankreich, mögen die haßerglühten Gemüther sich kühlen, an ihr mögen sie vergelten, was ihre Vorgänger Böses gethan! Es ist Vieles verbrochen worden, und die französische Nation hat wohl ein Recht zu zürnen, sich mit Wuthgebrüll zu erheben, wie sich der lange gezähmte Löwe, von der eisernen Ruthe seines Wärterd allzusehr gepeinigt, endlich aufrichtet in all' seiner Kraft, seiner Wildheit, und mit wüthender Lust den Peiniger zerreißt, von dem er so lange, so viel gebuldet!

Das französische Volk ist aufgestanden, der ergrimmete Löwe schüttelt seine Mähnen, und will Rache nehmen an seinen Peinigern, an denen, welche er so lange seine Herren, seine Gebieter genannt.

Man muß dem Löwen, um ihn zu besänftigen, eine Beute zuwerfen, man muß ihm, welcher hungert nach Rache, welcher dürstet nach Blut, man muß ihm ein Menschenopfer darbringen, und ihn versöhnen!

Marie Antoinette soll das Opfer sein für den hungrigen Löwen, ihr Blut soll fließen für die Sünden der Bourbonen! Auf sie muß man all' den Hohn, die Empörung, die Wuth des Volkes concentriren! Sie muß die Schuld tragen an all' dem Elend, der Noth Frankreichs! Sie muß den Hunger nach Rache stillen, damit, wenn der Löwe gesättigt ist, man ihn wieder weich machen kann und gebuldig, ihn wieder rennützig in die Fesseln legen kann, welche er in seiner Wuth zwar zerrissen hat, denen er aber, wenn die Wuth verraucht ist, sich doch wieder fügen muß!

Die Königin! Die Königin trägt an Allem Schuld! Marie Antoinette hat das Königthum in Mißkredit gebracht, die Despotin hat den Haß der französischen Nation auf sich geladen, und sie soll ihn entgelten, sie allein!

Schmähschriften und Libelle werden in Coblenz von den einstigen Freunden, den einstigen Cavalieren der Königin geschmiedet, werden wie vergiftete Pfeile nach Frankreich entsendet, um auf das Haupt der Königin gerichtet zu werden, um zuerst ihre Ehre, ihren Ruf zu tödten, um sie dem Hohn, der Verachtung Preis zu geben!

Wenn der Löwe an Marie Antoinette seine Wuth gestillt, seinen Haß gekühlt hat, dann wird er wieder rennützig seinem Könige sich beugen, dann ist es Zeit für die königlichen Prinzen, wieder nach Frankreich, nach dem geliebten Paris zurückzukehren!

Der Graf von Provence ist der unerbittliche Feind

der Königin, er kann es ihr niemals vergeben, daß sie das Herz des Königs, ihres Gemahls, sich erobert, und seinem weisen, klugen Bruder gar keinen Einfluß gelassen hat. Der Graf von Provence ist ehrgeizig, und er ist klug. Er sieht, daß der Abgrund vor dem Throne der Lilien geöffnet ist, und daß er sich nicht wieder schließen wird! Man muß ihn daher auszufüllen suchen! Eine Versöhnung zwischen dem Königthum und der Nation wird auf natürlichem Wege nicht mehr möglich sein, man muß es also auf künstliche Weise versuchen! Ludwig der Sechzehnte wird nicht mehr zu retten sein, und Marie Antoinette soll es nicht sein! Mögen sie Beide den Abgrund ausfüllen, der zwischen dem Throne der Lilien und dem französischen Volke gähnt! Mögen sie ihn ausfüllen, dann wird der Weg gebahnt sein für den Grafen von Provence, den Nachfolger seines Bruders!

Der Graf von Artois war einst der Freund der Königin, der Einzige der königlichen Familie, welcher ihr wohl wollte, und sie zuweilen verteidigte gegen den Haß der königlichen Tanten und Schwägerinnen und des klugen Bruders. Aber seit er in Coblenz lebte, war auch der Graf von Artois der erbitterte Feind Marie Antoinettes geworden. Man hatte es ihn von allen Seiten so viel hören lassen, daß die Königin durch ihren Leichtsin, ihre Verschwendung, ihre Intriguen allein Alles verschuldet, daß sie allein die Revolution veranlaßt habe, bis er es endlich glaubte, und sich zornig gegen die königliche Frau wandte, deren schlimmstes Verbrechen in den Augen des Prinzen darin bestand, daß sie die Veranlassung zu dem unfreiwilligen Exil der Prinzen nach Coblenz gegeben!

Und Marie Antoinette kannte alle diese Intriguen, welche in Coblenz von den Prinzen gegen sie geschmiedet wurden, wußte von all' den Verleumdungen, welche von dort aus in Umlauf gesetzt wurden, las diese Libelle und Pamphlets, welche der Sturmwind der Revolution von dem verdorrten Baume der Monarchie wie welke vergilbte Herbstblätter abschüttelte, und sie durch ganz Frankreich hinwehte, damit sie überall aufgefunden und gelesen würden.

„Sie werden mich tödten,“ seufzte sie oft, wenn sie diese in Haß getränkten, mit Blut geschriebenen Pamphlets gelesen hatte, „ja, sie werden mich tödten, aber sie werden mit mir auch den König und die Monarchie tödten! Die Revolution wird triumphiren über uns Alle, wird uns Alle hinunter schleudern in das Grab.“

Aber sie wollte doch noch versuchen, die Revolution zu bezwingen und die Monarchie wieder aufzurichten aus ihrer Erniedrigung. Kaiser Joseph der Zweite, der Bruder der Königin, hatte einst von sich gesagt: „Ich bin Royalist, weil es mein Metier so mit sich bringt.“ Marie Antoinette aber war Royalistin, nicht weil es ihr Metier so mit sich brachte, sie war Royalistin aus Ueberzeugung, Royalistin mit ihrem Gemüth,

mit ihrem Verstand, aus ihrem innersten Wesen heraus. Und darum wollte sie die Monarchie verteidigen, und darum wollte sie kämpfen gegen die Revolution, bis sie dieselbe entweder bezwänge oder von ihr verschlungen würde.

All ihr Bemühen, ihre zärtliche Sorge war nur darauf gerichtet, den König zu entflammen mit demselben Muth, der sie belebte, ihn zu begeistern mit dem Feuer, das in ihrer Seele loderte! Aber ach, Ludwig der Sechzehnte war wohl ein guter Mann, ein zärtlicher Familienvater, aber er war kein König! Er hatte wohl den Wunsch, die Monarchie wieder aufzurichten, aber es fehlte ihm dazu die Energie, der starke Wille. Statt die Revolution zu bezwingen mit zornigem Muth, suchte er sie zu versöhnen durch sanftes Nachgeben, durch mildes Entgegenkommen, statt ihr zu opponiren, unterwarf er sich ihr!

Aber Marie Antoinette konnte und wollte doch nicht die Hoffnung aufgeben! Da der König nicht handelte, wollte sie für ihn handeln, da er nicht politisirte, wollte sie es für ihn thun! Mit glühendem Eifer stürzte sie sich in die Geschäfte, in die Politik, verhandelte täglich viele Stunden lang mit den Ministern, den Anhängern des Hofes, correspondirte nach dem Auslande, mit ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold, ihrer Schwester, der Königin Karoline von Neapel, schrieb ihnen in einer nur von ihnen zu lösenden Chiffre-Sprache, und sandte durch geheime Agenten, welche von den Getreuen ihr zugeführt wurden, diese Zuschriften an die Verwandten, um von ihnen Beistand und Hilfe für die Monarchie zu ersehen.

In ernster Thätigkeit, in unerquicklicher Sorge und Geschäftigkeit gingen der Königin nun die Tage dahin. Sie sang nicht mehr, sie lachte nicht mehr. Die Toilette hatte für sie keinen Reiz mehr, sie hatte keine Conferenzen mehr mit Mademoiselle Bertin, ihrer Putzmacherin; ihr Friseur, Herr Léonard, hatte nicht mehr nöthig, sein Genie anzustrengen, um für das schöne blonde Haar der Königin neue Coiffuren zu erfinden; ein einfaches dunkles Gewand, das war die Toilette der Königin, ein Spitzenschu, eine Feder ihr ganzer Kopfschuß.

Einst wohl hatte sie sich ihrer Schönheit gefreut und zu den Schmeicheleien gelächelt, welche ihr Spiegel ihr sagte, wenn er ihr eigenes Bild zurückwarf. Jetzt schaute sie mit Gleichgültigkeit auf ihr mattes, bleiches Gesicht mit den scharfen, ernsten Zügen, und es erweckte ihr kein Bedauern, wenn der Spiegel ihr sagte, daß die Königin von Frankreich, trotz ihrer sechsunddreißig Jahre, doch schon eine alte Frau sei, daß die Rosen auf ihren Wangen verblüht, daß die Sorgen des Lebens auf ihrem Niveau die Linien und Striche gezogen, welche das Alter noch nicht darauf hatte verzeichnen können. Sie trauerte aber nicht über ihre verblühte Schönheit, sie sah vielmehr mit Genugthuung auf diese Matrone von sechsunddreißig Jahren, welcher jene

fürchterliche Nacht des fünften Octobers das schöne blonde Haar gebleicht. Sie ließ ihr Bild malen, um es der treuesten ihrer Freundinnen, der Prinzessin von Lamballe, nach London zu senden, und mit eigener Hand schrieb sie darunter die Worte: „Ihre Leiden haben ihre Haare gebleicht.“

Und doch gab es in diesem Leben voll Sorgen, voll Arbeit, voll Schmerz und Demüthigung, in diesen düstern Tagen voll Kummer und Resignation einzelne Sonnenstrahlen, einzelne Momente des Glückes.

Es war ein Sonnenstrahl, als dieser traurige erste Winter in den Tuilerien vorüber war, als die Generalstaaten der königlichen Familie erlaubten, sich nach St. Cloud zu begeben, und dort den Sommer zu verleben. Freilich war es eine neue Demüthigung, daß es für den König einer Erlaubniß bedurfte, um in seinem Sommerhoffe Saint Cloud zu wohnen, aber die Generalstaaten nannten sich ja die Stützen des Thrones, und man mußte sich also wohl daran gewöhnen, daß der König, welcher auf diesem schwanfenden Throne saß, sehr abhängig war von seinen Stützen.

In St. Cloud gab es mindestens ein wenig Freiheit, ein wenig Einsamkeit und Stille. Die Vögel sangen in den Gebüsch, die Sonne durchleuchtete die weiten Säle des Schlosses, in welchen die wenigen Getreuen sich um die Königin versammelten, die hier doch mindestens einen Schimmer vergangener Herrlichkeit auf ihrer Stirne glänzen fühlte. Sie war in St. Cloud doch immer wieder die Königin, sie hielt da ihren Hof. Aber wie anders war doch dieser, als der Hof früherer Zeiten!

Kein frohes Lachen, kein heiteres Singen mehr in diesen hallenden Sälen, keine lieblichen Frauen im leichten, lustigen Sommerputz schweben da durch die blumenduftenden Säle, Herr von Abhemar sitzt nicht mehr am Spinet und singt mit seiner herrlichen Stimme die schönen Arien aus der Gretry'schen Oper: „Richard Löwenherz,“ in welchen das Königthum seine Apotheose gefeiert, und in welcher der Sänger Garat ganz Paris zum höchsten Taumel des Entzückens hingerissen hat! Ganz Paris nicht allein, sondern auch ganz Versailles, und in Versailles den königlichen Hof!

Ludwig der Sechzehnte selbst war entzückt gewesen von der Arie, welche Garat mit seiner weichen, herrlichen Tenorstimme so bezaubernd gesungen: „Oh Richard, oh mon roi,“ von dieser Arie, welche dem König selbst einst im Theater einen Triumph verschaffte. Denn als Garat mit seiner vollen Stimme diese Arie begann und dabei Antlitz und Blick nach der Loge richtete, in welcher die königliche Familie saß, da hatte das Publikum sich begeistert, hingerissen, von seinen Sitzen erhoben, und alle diese hundert und hundert Gesichter hatten sich dem Könige zugewandt und alle diese Stimmen hatten sich vereint zu dem lauten, jubelnden Gesang: „Oh Richard, oh mon roi.“

Ludwig der Sechzehnte fühlte sich dem muthigen

Sänger dankbar, welcher in jener so sturmbelegten Zeit doch den Muth gehabt, dem König öffentlich seine Huldigung darzubringen und er hatte es daher der Bitte der Königin gewährt, daß Garat zu den Privat-Conzerten der Königin noch Versailles geladen ward, daß Garat sodann der Königin Unterricht in der Gesangskunst geben durfte.

Marie Antoinette dachte an diese glücklichen Tage der Vergangenheit jetzt in diesem stillen, lautlosen Musiksaal, wo die Instrumente still und schweigend an den Wänden standen, und keine Hände mehr da waren, ihnen die heiteren Melodien von ehemals zu entlocken.

„Ich wollte, ich hätte niemals mit Garat Duette gesungen,“ murmelte die Königin leise für sich. „Der König hatte es mir erlaubt, aber ich hätte es dennoch nicht thun sollen. Eine Königin hat nicht das Recht, unbefangen, heiter und glücklich zu sein. Eine Königin darf selbst die Künste nur für sich allein und in der Stille ihrer Gemächer üben. Ich wollte, ich hätte nicht mit Garat gesungen.“*

Sie sank nieder vor dem Spinnet und öffnete es. Ihre Finger glitten leise über die Tasten hin, und zum ersten Male nach langen Monaten des Schweigens hallte der Saal wieder von den Tönen der Musik.

Aber ach, es war keine heitere Musik, welche die Finger der Königin den Tasten entlockten, es waren nur Schmerzensklänge, nur Wehmuthsklagen, und doch erinnerten auch diese sie an glückliche Zeiten, an diese goldenen, gesegneten Zeiten, als die Königin von Frankreich noch die Beschützerin der Künste sein durfte, als sie ihren frühern Lehrer, den großen Maestro Glück und Ritter Glück in Versailles empfing, als sie mit ihrem Hofe Partei genommen hatte für den deutschen Maestro Glück gegen den italienischen Maestro Kully, als ganz Paris sich getheilt hatte in zwei Heillager, in die Glücklichen und Kullyisten, welche mit wüthender Feindschaft sich bekämpften. Glückliches Paris! Damals hatten die Interessen der Kunst nur die Gemüther beschäftigt und der Kampf der Meinungen war damals nur mit der Feder geführt worden! Der Königin und ihrem mächtigen Einflusse hatte Glück es zu verdanken gehabt, daß man seine Oper Alceste zur Aufführung brachte, aber die Kullyisten hatten bei der ersten Aufführung doch den Sieg davon getragen und die Alceste hatte Fiasco gemacht. Außer sich, der Verzweiflung nahe, hatte Glück das Opernhaus verlassen und war hinaus gestürzt auf die dunkle Straße. Ein Freund war ihm gefolgt und hielt den Enteilenden auf und sprach zu ihm voll zärtlicher Ergebenheit. Aber Glück unterbrach ihn mit wildem Ungestüm: „Oh, mein Freund,“ rief er schmerzlich, indem er sich an des Freundes Brust warf, „Alceste ist gefallen.“ Und der Freund drückte ihn zärtlich an sich und er-

* Der Königin eigene Worte. Siehe: Mémoires de Madame Campan, II.

widerte: „Ja, Alceste ist gefallen! Sie ist vom Himmel hernieder gefallen.“

Daran dachte die Königin, als sie jetzt vor dem Spinnet saß, dachte daran, wie bewegt Meister Glück gewesen, als er ihr diese Antwort des Freundes erzählte, dachte daran, daß dieser Freund Herr von Abhemar gewesen.

Sie hatte ihm damals zum Dank für das glückliche Wort ihre Hand zum Kusse dargereicht, und Abhemar hatte knieend seine Lippen auf diese Hand gedrückt. Und das war derselbe Baron Abhemar, welcher jetzt den Prinzen in Coblenz half, die Libelle zu schmieden gegen die Königin, der wesentlich der Verfasser war jenes schändlichen Libells, welches die Gesangstunden der Königin versätkte, und die Duette geißelte, die sie mit Garat gesungen!

Leise glitten die Finger der Königin über die Tasten hin, leise flossen über ihre bleichen, eingefallenen Wangen zwei große Thränen nieder, Thränen, welche sie dem Andenken der Menschen weinte, Thränen voll Bitterkeit und Weh! Aber nein, nein, sie wollte nicht weinen, sie schüttelte die Thränen aus ihren Augen fort, ihre Finger berührten mit kräftigerem Drucke die Tasten! „Fort, fort, ihr Erinnerungen an den Unbanke, an die Treulosigkeit! Der Kunst sollen die Gedanken sich zuwenden im Musiksaal, und Glück und Alceste gehört diese Stunde der Erinnerung!“

Mächtiger berührte die Königin die Tasten und begann die erhabene Liebesklage der Alceste. Unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen, und mit lauter, voller Stimme sang die Königin mit dem tiefen, leidenschaftlichen Ausdruck des Schmerzes: „Oh, crudel, non posso in vere, tu lo sai, senza dite!“

Bei dem ersten Tone dieser schönen Stimme hatte die Thür im Hintergrunde des Saals, welche in den Garten führte, sich leise geöffnet, und der blonde Lockenkopf des Dauphins schaute herein. Hinter ihm sah man Frau von Tourzel und Madame Elisabeth, die gleich dem Prinzen in athemlosem Schweigen dem Gesange der Königin zuhörten.

Dann, als sie geendet, als die Stimme Marie Antoinettes in einem schmerzlichen Seufzer erlosch, dann flog der Dauphin mit ausgebreiteten Armen durch den Saal zu seiner Mutter hin.

„Mama Königin,“ rief er freudestrahlend, „Du singst wieder? Ich dachte, meine liebe Mama Königin hätte das Singen verlernt. Aber nun hatte sie wieder gesungen, und nun sind wir Alle wieder glücklich!“

Marie Antoinette schloß den Knaben in ihre Arme und widersprach ihm nicht, und nickte lächelnd den beiden Damen zu, welche sich jetzt näherten und um Entschuldigung baten, daß sie die dringenden Bitten des Dauphins nachgegeben und es gewagt hätten, ohne Erlaubniß hier einzutreten.

„Oh, meine Mama, meine liebe Mama Königin,“ flehte und schmeichelte der Dauphin, indem er die Hände

Marie Antoinettes mit seinen Küssen bedeckte. „Ich bin heute sehr fleißig gewesen; der Herr Abbé war mit mir zufrieden und hat mich gelobt, weil ich gut geschrieben und auch gut gerechnet habe. Willst Du mir nun eine Belohnung dafür schenken, Mama Königin?“

„Was für eine Belohnung wünschst Du, mein Kind?“ fragte Marie Antoinette lächelnd.

„Sage erst, daß Du sie mir bewilligen willst.“

„Nun ja, ich bewillige sie Dir, mein kleiner Louis, jetzt sage, was es ist.“

„Mama Königin, ich bitte Dich, daß Du mir, Deinem kleinen Louis, ein Lied singst, und daß Du dann,“ fuhr er fort, indem er den beiden andern Damen zu nickte, „daß Du dann meinen Freundinnen erlaubst, zuzuhören.“

„Es sei, ich will für Dich singen, mein Kind,“ erwiderte Marie Antoinette, „und unsere lieben Freundinnen sollen zuhören.“

Das Antlitz des Knaben strahlte auf in Freude; mit eiliger Geschäftigkeit rollte er sich einen Fauteuil dicht zu dem Clavier heran, und nahm dann mit ganz ernsthafter Miene in demselben Platz.

Madame Elisabeth setzte sich neben ihn auf ein Tabouret, und hinter dem Stuhle des Dauphins lehnte Frau von Tourzel.

„Nun singe, Mama, nun singe,“ bat der Dauphin.

Marie Antoinette nickte und begann zu prälabiren, und wie sie ihre Augen jetzt auf die Gruppe ihrer Zuhörer richtete, leuchteten sie auf in Freude, und wandten sich dann mit einem tiefen Dankesblicke zu Gott empor.

Einsam und traurig hatte sie noch vor einigen Minuten sich gefühlt; der abwesenden Freunde hatte sie gedacht in bitterem Schmerz, und jetzt, als wolle das Schicksal sie mahnen an das Glück, welches ihr noch geblieben, jetzt sandte es ihr den Sohn und die Schwägerin, welche Beide mit so glühender Zärtlichkeit an ihr hingen, und die sanfte und liebevolle Frau von Tourzel, von der Marie Antoinette wohl wußte, daß sie ihr treu sei und sie niemals verrathen und verlassen werde.

Die Schmeichler und Höflinge, die Hofdamen und Cavaliere sind nicht mehr hier in dem Musiksaal, ihre entzückten Lobsprüche begleiten nicht mehr den Gesang der Königin, aber aus dem Lehnstuhl, auf welchem einst die Herzogin von Polignac so oft gesessen, aus diesem Lehnstuhl schaut jetzt das lieblich blonde Köpfcchen ihres Sohnes sie an, und sein freudestrahlendes Gesicht spricht bereitet zu ihr, als die Schmeichler der Freunde. Auf dem Tabouret, das jetzt ihre Schwägerin, Madame Elisabeth, einnimmt, hat so oft der Herr von Dillon gesessen, der schöne Dillon, und seine glühenden, bewundernden Blicke haben oft vielleicht wider seinen Willen der Königin mehr gesagt, als die Frau, die Königin verstehen durfte, ihr Herz war erbebt in süßem Schmerz und geheimnißvoller Lust unter diesen Blicken! Wie rein und unschuldig dieses Antlitz ist, welches sie jetzt

von dorthen anschaut, eines Engels Antlitz, der Gott im Herzen und auf der Stirne trägt!

„Bete für mich, bete, daß Gott mich trinken lasse aus dem Lethe, damit ich Alles vergesse, was gewesen! Bete, daß ich zufrieden bin mit dem, was mir geblieben, und mein Herz beuge in Demuth und Geduld!“

Das dachte die Königin, als sie nun zu singen begann, nicht eine ihrer großen Arien, welche sie bei Garat studirt, und denen die Hofgesellschaft applaudirte, sondern jene lieblichen kleinen Chansons voll Empfindung und Melodie, die nicht zur Bewunderung hinreißten, aber das Herz mit sanfter Freude und zarter Nührung erfüllen.

Mit angehaltenem Athem, die großen Augen unverwandt auf Marie Antoinette gerichtet, hörte anfangs der Dauphin zu, allein allmählig senkten sich seine Augen nieder, und unbeweglich, mit ernster Miene, saß das Kind in seinem Lehnstuhle da.

Marie Antoinette sah es, und begann jetzt eins jener Wiegenlieder des „Freundes der Kinder“ zu singen, welche Berquin gebichtet und Gretry so reizend componirt hatte.

Wie still, wie lautlos war's im Musiksaal, wie voll und rührend klang die Stimme der Königin, als sie jetzt den Schlußvers sang:

D schlafe, mein Kind, schlafe nun ein,
Dein Schreien zerreißt mir das Herz,
Oh schlafe! Dein trauriges Mütterlein
Genug hat's am eigenen Schmerz! *

Still war's noch immer im Musiksaal, als die letzten Worte verhallt waren; unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen, saß der Dauphin noch da, als die traurige, bewegte Stimme der Königin schon längst verstummt war.

„Ach, seht einmal,“ rief Madame Elisabeth lächelnd, „ich glaube, unser Louis ist eingeschlafen.“

Aber das Kind hob jetzt rasch sein Haupt empor und schaute die junge lächelnde Prinzessin mit zürnenden Blicken an.

„Ach, meine liebe Tante,“ rief er mit vorwurfsvollem Ton, „wie könnte man wohl schlafen, wenn Mama Königin singt!“ †

Marie Antoinette zog das Kind in ihre Arme und ihr Angesicht strahlte vor Wonne. Niemals bei den feurigsten Lobsprüchen ihres Hofes hatte die Königin eine so freudige Gemüthung empfunden, als bei diesen Worten des blondgelockten Kindes, das seine Arme um ihren Nacken schlang, und sich zärtlich an sie schmiegte.

Die Königin von Frankreich ist immer noch eine

* Dors mon enfant, clos ta paupière,
Tes cris me déchirent le coeur;
Dors, mon enfant, ta pauvre mère
A bien assez de sa douleur.

† Die eigenen Worte des Dauphins. Siehe: Beauséne I. p. 27.

reiche, beneidenswerthe Frau, denn sie hat Kinder, welche sie lieben, die Königin von Frankreich darf nicht verzagt und muthlos in die Zukunft schauen, denn die Zukunft gehört ihrem Sohne! Der Thron, welcher jetzt so schwankend und unsicher ist, ihm soll er dereinst gehören, dem Liebling ihres Herzens, und darum muß seine Mutter mit all' ihrer Kraft, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen für den Thron, für den Dauphin von Frankreich, damit ihm das Erbe seiner Väter erhalten bleibe, damit sein Thron der Zukunft nicht hinabstürze in den Abgrund, welchen die Revolution aufgethan hat.

Nein, der Dauphin Louis Carl soll nicht dereinst seiner Eltern mit vorwurfsvollem Herzen gedenken, er soll nicht klagen dürfen, daß sie durch ihre Muth- und Energielosigkeit ihm das geheiligte Erbe seiner Väter gefährdet oder gar haben verloren gehen lassen.

Nein, die Königin Marie Antoinette darf nicht verzagen, nicht muthlos werden, selbst dann nicht, wenn ihr Gemahl, der König von Frankreich, verzagt, wenn er bereit ist, sein geheiligtes Haupt demüthig zu beugen unter das Joch der Revolution, welches die Helden und Redner der Erwählten der Nation im Namen Frankreichs ihm auf die Stirne drücken wollen!

Doppelt dann tritt die Pflicht an sie heran, thätig zu sein, zu handeln, zu wirken, muthig das Haupt aufrecht zu halten, das spärende Auge nach allen Seiten hin zu richten und zu schauen, ob nicht irgendwo eine Hülfe, eine Rettung sich zeige!

Nicht von Außen darf sie kommen, nicht von den fremden Monarchen, nicht von den geflüchteten Prinzen! Die heranmarschirenden fremden Armeen würden den König, welcher sie herbeigerufen, seinem Volke gegenüber, zu einem Verräther stempeln, und während sie die Grenzen Frankreichs überschritten, würde die Wuth des Volkes das Königspaar vernichtet haben, welches zu retten die Fremden heranzuschickten.

Nur von denen, welche die Gefahr heraufbeschworen, konnte auch die Hülfe kommen! Die Häupter der Revolution, welche ihre drohende Stimme gegen das Königspaar erhoben, die mußte man gewinnen, daß sie für dasselbe sprächen!

Und wer war mächtiger, war angesehenener von all' diesen Häuptern der Revolution, von allen Rednern der National-Versammlung, als der Graf Mirabeau!

Wenn er die Rednerbühne der National-Versammlung bestieg, so verstummte Alles, so lauschten selbst seine Gegner mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit auf seine Worte, welche durch ganz Frankreich ein hallendes Echo fanden; wenn er sprach, wenn von seinen Lippen der Donner seiner Reden wie ein Gewitter des empörten Genius der Freiheit erschallte, so flammten dazu die Blitze in seinen Augen, und sein Haupt war anzuschauen wie das Haupt eines Löwen, der mit dem Schütteln seiner Mähnen und der Gewalt seines Hornes Alles niedererschmettert, das sich ihm in den Weg zu stellen

wagt. Und das französische Volk liebt diesen Löwen, es lauscht in andächtigen Schweigen auf das Donnern seiner Rede, und der Thron erzitterte vor derselben! Und das sanguinische Volk jauchzte dem Löwen entgegen, so oft es ihn anschaute, es vergötterte den Grafen Mirabeau, der mit seiner machtvollen, von Spitzen-Manschetten umrahmten Hand seiner eigenen Raste die Worte ins Aulitz geschlagen: „Sie haben nichts weiter gethan, als sich die Mühe gegeben, geboren zu werden!“

Das Volk liebt diesen Aristokraten, der von seiner Familie, seinen Standesgenossen verabscheut wird, diesen Grafen, den der Adel haßte, weil der dritte Stand ihn liebte!

17.

Mirabeau.

„Man muß den Grafen Mirabeau gewinnen,“ wagte eines Tages der Graf de la Marck zu Marie Antoinette zu sagen: der Graf Mirabeau ist jetzt der mächtigste Mann in Frankreich, und er allein ist im Stande, die Nation wieder zu dem Throne zurückzuführen.“

„Er ist es, welcher die Hauptschuld daran trägt, daß die Nation sich von dem Throne entfernt hat,“ rief die Königin erglühend. „Niemand wird man dem abtrünnigen Grafen verzeihen! Niemand kann sich der König so weit herablassen, diesem Renegaten zu vergeben, der sich freventlich zu der neuen Religion der Freiheit bekennt, und den Glauben seiner Väter verleugnet.“

„Majestät,“ seufzte der Graf de la Marck traurig, „Majestät, in der Hand dieses Renegaten ruht vielleicht die Zukunft Ihres Sohnes!“

Die Königin erbehte und der stolze Ausdruck ihrer Züge säufzte sich.

„Die Zukunft meines Sohnes,“ murmelte sie. „Was wollen Sie damit sagen? Was hat der Graf Mirabeau mit dem Dauphin zu schaffen? Uns nur verfolgt sein Horn, und nur verfolgt sein Haß! Ich gebe es zu, daß er in der Gegenwart mächtig ist, aber über die Zukunft hat er doch keine Macht; ich hoffe vielmehr, daß die Zukunft uns an ihm rächen wird für das, was Mirabeau in der Gegenwart Böses thut.“

„Was hilft es aber, Madame, wenn die Rache zuletzt ihn ereilt,“ fragte der Graf de la Marck traurig. „Der Tempel, welcher Simson erschlug, baute sich nicht dadurch wieder auf, daß Simson selber von seinen Trümmern begraben ward, er blieb doch Staub und Schutt, und seine Herrlichkeit war vernichtet. Oh, ich beschwöre Ew. Majestät, hören Sie nicht auf die Stimme Ihres gerechten Hornes, sondern nur auf die

Stimme der Klugheit. Ueberwinden Sie Ihr edles, königliches Herz; suchen Ew. Majestät zu versöhnen, statt zu strafen!“

„Was verlangen Sie von mir?“ fragte Marie Antoinette staunend. „Was soll ich thun?“

„Ew. Majestät soll den Löwen bändigen,“ flüsterte der Graf. „Ew. Majestät sollen die Gnade haben, den Feind Mirabeau in den ergebenen, hilfreichen Freund Mirabeau zu verwandeln!“

„Unmöglich, es ist unmöglich!“ rief die Königin entsetzt. „Ich kann mich nicht so herabwürdigen, ich kann dieses Ungeheuer, welches die Schuld trägt an den Greueln der Othobertage, niemals freundlich ansehen. Ich kann von diesem Manne, der seinen Ruhm aus seinen Verbrechen geschöpft hat, von diesem Manne, der ein treulofer Sohn, ein treulofer Vatte, ein treulofer Liebhaber, ein treulofer Aristokrat und ein treulofer Royalist ist, ich kann niemals mit andern Worten, als mit Worten des Abscheues, der Verachtung, des Entsetzens von ihm sprechen! Nein, lieber sterben, als von Mirabeau Hülfe annehmen! Wissen Sie es nicht, Graf, daß er mich, seine Königin, mit seiner Feindschaft, seiner Geringschätzung beehrt? Ist es nicht Mirabeau gewesen, der in den Generalstaaten es durchzusetzen wußte, daß man nur sagte: „Die Person des Königs ist unverleßlich!“ und nicht hinzufügte: „und die der Königin?“ Ist es nicht Mirabeau da gewesen, der einst, als meine Freunde ihn zur Mäßigung ermahnten, da sie ihn baten, seine Worte über die Königin von Frankreich zu mildern, aus Gnaden einwilligte und achselzuckend sagte: „Nun, so mag sie denn leben!“ Ist es nicht Mirabeau, welcher die Othobertage verschuldet hat, nicht Mirabeau, welcher öffentlich gesagt hat: „Der König und die Königin sind verloren, das Volk haßt sie so sehr, daß es noch ihre Leichname schlagen wird?“

„Ew. Majestät, das hat Mirabeau gesagt, aber nicht als eine Drohung, sondern mit Bedauern, mit tiefer Angst und sorgendem Mitgefühl!“

„Mitgefühl!“ wiederholte die Königin. „Mirabeau der uns haßt!“

„Nein, Majestät, Mirabeau der seine Königin verehrt, der bereit ist, sein Leben für sie und für die Monarchie einzusetzen, wenn Ew. Majestät ihm vergeben, wenn Sie ihn annehmen wollen zu dem Vertheidiger des Thrones!“

Die Königin erbehte und blickte staunend, erschreckt in das erregte Angesicht des Grafen de la Marck. „Sie sprechen doch von Mirabeau, dem Volkstribun,“ fragte sie, „von Mirabeau, dem begeisterten Redner der Nationalversammlung?“

„Ich spreche von dem Grafen Mirabeau, welcher gestern noch der Feind des Thrones war, und heute

Der Königin eigene Worte. Siehe: Goncourt: Marie Antoinette, 205.

sein eifriger Vertheidiger sein wird, wenn Ew. Majestät es nur wollen, wenn Ew. Majestät nur ein gnädiges Wort an ihn richten.“

„Es ist unmöglich, unmöglich!“ murmelte die Königin.

Herr von La Marck fuhr fort: „Es ist, seit er Ew. Majestät öfter gesehen, seit er Gelegenheit gehabt, Ihren stolzen Muth, Ihre erhabene Resignation zu bewundern, in dem Innern Mirabeau's eine Veränderung vorgegangen. Er ist gehändigt, wie der Löwe gehändigt ist, wenn das leuchtende Auge eines Reinen dem seinen begegnet. Er möchte wieder gut machen, er möchte versöhnen! Er schreibt, er spricht von seiner erhabenen Königin mit Bewunderung, mit Enthusiasmus, er glüht vor Sehnsucht und Verlangen, zu den Füßen Ew. Majestät seine Sünden abzuschwören und Ihre Vergebung zu erhalten.“

„Weiß der König davon?“ fragte Marie Antoinette. „Hat man es Ew. Majestät gesagt?“

„Ich würde es mir nicht erlaubt haben, mit Ew. Majestät von diesen Dingen zu sprechen, wenn der König mich nicht dazu autorisirt hätte,“ erwiderte der Graf de la Marck, sich verneigend. „Se. Majestät erkennt es als eine Pflicht der Nothwendigkeit, Mirabeau für den Thron zu gewinnen, und er hofft dabei auf die Mitwirkung seiner erhabenen Gemahlin.“

Marie Antoinette schüttelte traurig ihr Haupt. „Ich werde mit Ew. Majestät darüber reden,“ seufzte sie, „aber nur der äußersten Nothwendigkeit werde ich mich fügen, das sage ich Ihnen im Voraus!“

Aber die äußerste Nothwendigkeit war da, und als Marie Antoinette das erkannt hatte, hielt sie Wort und fügte sich ihr, und beauftragte den Grafen de la Marck, seinem Freunde Mirabeau zu sagen, daß sie ihm eine Audienz ertheilen wolle.

Doch damit diese Audienz nutzbringend sein konnte, mußte sie vor allen Dingen von einem tiefen Geheimniß umgeben sein. Niemand durfte ahnen, daß Mirabeau der Volkstribun, der angebetete Held der Revolution, Mirabeau welcher die National-Versammlung, welcher Paris beherrschte, an den die Freiesten der Freien als an ihren Apostel und Erlöser glaubten, der mit der Kraft seiner Beredsamkeit die Gemüther von hundert und aberhunderttausend Menschen regierte, Niemand durfte ahnen, daß der Kenker der Revolution jetzt der ergebene Anhänger der Monarchie, der bezahlte Diener seines Königs werden wollte.

Zwei Dinge hatte Mirabeau sich ausbedungen, als der Graf de la Marck im Namen des Königs ihn für den Hof anzuwerben suchte: eine Audienz bei der Königin und die Bezahlung seiner Schulden, nebst einer monatlichen Rente von hundert Louis'd'or.

„Ich bin bezahlt, aber nicht gekauft,“ sagte Mirabeau, als er die erste Rente empfing. „Die eine meiner Bedingungen ist nur erfüllt, aber was wird aus meiner zweiten?“